

"Ich bin also bei einem Gärtner angestellt ..." : der Schweizer Schriftsteller Friedrich Glauser und Liestal

Autor(en): **Wunderlin, Dominik**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **61 (1996)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Ich bin also bei einem Gärtner angestellt ...» Der Schweizer Schriftsteller Friedrich Glauser und Liestal

Von *Dominik Wunderlin*

In allen Medien wurde Anfang Februar des lange verkannten Schweizer Schriftstellers Friedrich Glauser gedacht. Er hätte am 4. Februar seinen 100. Geburtstag feiern können. Zu hören und zu lesen war viel über sein bewegtes Leben und über seine literarische Entwicklung, das man nun dank einer sorgfältigen Neuedition auch an seinem Werk nachvollziehen kann.

Mit Friedrich Glauser verbindet mich eine lange Beziehung. Natürlich habe ich den am 8. Dezember 1938 in Nervi verstorbenen Schriftsteller nicht persönlich gekannt – dafür bin ich zu jung. Erstmals bin ich Mitte der sechziger Jahre auf ihn aufmerksam geworden, als ich auf den Bücherregalen meiner Eltern und meiner Grosseltern jeweils mehrere Bände von Glausers Romanen und Kurzgeschichten entdeckt hatte. Als ich meine Eltern auf diese Beobachtung ansprach, erfuhr ich, dass der Autor von Kriminalromanen («Wachtmeister Studer» u. a.), eines Fremdenlegionsromans («Gourrama») und vieler anderer Erzählungen oft autobiographischen Inhalts eine Weile auch in Liestal gelebt und gearbeitet hatte und damals auch mit meinem Grossvater bekannt gewesen war. Darüber wollte ich selbstverständlich mehr erfahren. Tatsächlich konnte mir mein Grossvater einiges über seine Begegnungen erzählen, und er konnte mir auch ein Buch geben, worin kurz gefasst das Leben von Friedrich Glauser nachgezeichnet war¹.

Die Folge meiner jugendlichen Begeisterung für diese Persönlichkeit gipfelte in einem Schulaufsatz im Progymnasium, wo ich auch die Nähe von Glausers «Studer» zu Dürrenmatts «Bärlach» erwähnte. Hier machte ich die Erfahrung, dass Glauser weitgehend in Vergessenheit geraten war und auch in der Literaturgeschichte offensichtlich nicht eine Fussnote wert war, denn meine damalige Deutschlehrerin, eine promovierte Germanistin, wusste bis dato nichts von der Existenz dieses Schriftstellers.

Auch später habe ich wiederholt die Beobachtung gemacht, dass in Liestal kaum jemand weiss, dass Friedrich Glauser hier fast ein Jahr zugebracht hat.

na iud?!

Was er damals hier machte, wo er arbeitete und wohnte, wie er die Liestaler Zeit erlebte und inwiefern sie einen Niederschlag in seinem Werk fand, kann man indes seit dem 1981 erfolgten Erscheinen der umfassenden Glauser-Biographie von Gerhard Saner auf 15 Seiten nachlesen². Nach unseren Beobachtungen hat man diese Publikation in Liestal nicht zur Kenntnis genommen und auch nicht zum Anlass genommen, die Liste der mit dem «Poetennest»³ verbundenen Schriftsteller mit dem Namen Glauser zu ergänzen. Ich bin dann offensichtlich auch der einzige gewesen, der nach dem im Frühling 1993 erfolgten Abbruch der im Besitz der Stadtgemeinde Liestal be-

findlichen Liegenschaft Vogt-Kaltenbach an der Büchelistrasse darauf hingewiesen hatte, dass Glauser hier gewohnt hatte⁴. Aber vielleicht gehört es nicht ins Repertoire des sonst so ausgeprägten Liestaler Lokalstolzes, dass Glauser nicht nur Schriftsteller, sondern auch Morphinist, Fremdenlegionär, Entmündigter und psychiatrisch Internierter war, dass er zudem im Stedtli (und auch in Sissach) Beschaffungsdelikte beging und ausserdem nicht nur gute Erinnerungen an das Stedtli auf seinen weiteren Lebensweg mitnehmen konnte.

Erfreulich ist nun aber die Nachricht, die wir dem jüngsten Ausstellungsprogramm der Schweizerischen Landesbibliothek entnehmen können. Die in Bern zwischen dem 31. Mai und dem 17. August 1996 Friedrich Glauser gewidmete Ausstellung des Schweizerischen Literaturarchivs, das seit 1992 dessen Nachlass betreut, soll anschliessend nicht nur in Zürich, Mailand, Berlin und Wien sondern *auch in Liestal* gezeigt werden!

Dann besteht sicher endlich die Gelegenheit, einer weiteren Öffentlichkeit Glauzers Liestaler Zeit zu würdigen und näher zu bringen, viel näher und kompetenter, als wir es hier in diesem kurzen Beitrag zu tun vermögen. Dennoch möchten wir nicht schliessen, ohne noch etwas Genauer auf den Aufenthalt im Stedtli einzugehen⁵.

Nach seiner Entlassung aus der Strafanstalt Witzwil am 22. Juni 1922 reiste Glauser noch am gleichen Tag nach Liestal, wo er eine Stelle als Hilfgärtner antreten sollte. Seinem langjährigen psychiatrischen Betreuer Dr. Max Müller schrieb er am 27. Juni 1926:

«Ich bin also bei einem Gärtner angestellt, richtiger bei einem Baum- und Rosenschulbesitzer, einem langen weissblonden Menschen, der mir noch keine festen Besoldungsbedingungen gemacht hat, jedoch viel Rücksichtslosigkeit und falschen Humor sein eigen nennt. Bitte nicht zu denken, dass ich nur billig kritisieren will und heruntermachen, aber wenn er so ist, kann ich nichts dafür und will meine Assertionen begründen. W.[itzwil] hatte mir zum Abschied einen schwarzen Konfirmandenanzug nebst Strohhut gnädigst auf die Pilgerfahrt mitgegeben, dazu trug ich gelbe Halbschuhe (wissen Sie, die gelben Halbschuhe, die so schön zu meinen grünen, zu kurzen Hosen passten), als ich am letzten Dienstag mich bei diesem Herrn Heinis zur Arbeit meldete. Es war etwa 1/2 6. Ich wurde von ihm und seiner spitzen Frau ermunternd bewillkommnet; die Gnade, die man mir antat, mich aufzunehmen und mir Arbeit geben zu wollen, wurde mir mit bewegten Worten in wohlverteiltem Duo vorgetragen, sodass ich, zerknirscht ob soviel Menschenfreundlichkeit, bereit war, meine Dankbarkeit auf jede nur mögliche Art zu beweisen. Ich wurde auch sogleich in strömendem Regen, immer in Halbschuhen und Konfirmandenanzug (Strohhut nicht zu vergessen!) in die Himbeeren gesandt, welche in rötlicher Reife des Gepflücktwerdens harrten. Und es regnete. Es war der 22. Vielleicht haben Sie gelesen, wie es regnete! Die Himbeeren wurden wohl auch nass, aber mein armer dünner Anzug ward gewaschen, meine Schuhe auch, und der Strohhut... Ein entlassener Sträfling sollte nicht soviel Aufhebens von dieser Sache machen. Sicher. Nur bin ich nicht mehr so robust wie früher. Und die Folge dieser Einweihung war eine Bronchitis, zuerst mit Fiebern, nachher mit einem hartnäckigen Katarh, der mich immer noch nicht loslässt.»

Es folgen Angaben über die Arbeitszeit

(werktags 7–12 und 13–18 Uhr «ohne Pause», über den zu erwartenden Stundenlohn (80 cts.) und die Ausgaben für die Verpflegung. Was den Lohn betrifft, muss er in einem späteren Brief korrigieren:

«... ich verdiene nur 70 cts. die Stunde. Den Rest müssen Sie sich ausrechnen. Aber wenn man ein solider Bürger ist wie ich, geht alles. Und ausserdem lerne ich das edle Gärtnerhandwerk, was nicht zu verachten ist und besser ist, sicher, als schlechte Novellen und miserable Romane zu schreiben. Sonntag werde ich mich aber nichtsdesto trotz auf einen Stuhl setzen und versuchen, etwas Prosaisches zu verbrechen...»

Im gleichen Schreiben teilte er übrigens auch mit, dass sein Meister «viel weniger schlimm als ich gefürchtet» war. Er konnte später sogar erleben, dass er und ein ehemaliger Mithäftling von Witzwil von Heinis behalten wurden, während andere Hilfgärtner mangels Arbeit ihre Entlassung erhielten. Mehrfach beklagte sich Glauser aber über die Entlohnung. Einmal wurde sie ihm ohne Ankündigung gekürzt. Und eine Bezahlung für geleistete Überstunden – er verrichtete zeitweise auch die Büroarbeiten – blieb ebenfalls aus. Da ihm der Vormund riet, nicht zu reklamieren und sicher bis zum Frühling auszuharren, um somit den wichtigen Beweis für eine längere Beschäftigungsdauer zu leisten, biss er auf die Zähne. Ausserdem hatte er an der Gärtnerei wirklich derart Freude erhalten, dass er sich ernsthaft für eine Lehre als Blumen-gärtner zu interessieren begann. Im Weideli wurde er auf die Gartenbau-schule Öschberg aufmerksam gemacht, wo er dann 1931 auch das Gärtnerdi-plom erwarb.

Die Persönlichkeit seines Liestaler Mei-sters fand übrigens seinen Niederschlag in gewissen Zügen des alten Baum-schulbesitzers Ellenberger im «Wacht-meister Studer». Realistischer wurde Glauser allerdings in der Erzählung «Baumschulen», wo er den ganzen Be-trieb und seine Leute, vom Meisters-ehepaar bis zum Gärtner-Handlanger schildert; auch die Eintrittszene mit den verregneten Himbeeren fehlt nicht. Glauser hatte sein Logis zunächst an der Amtshausgasse, im Haus des Obst- und Gemüsehändlers Heinzelmann. Der Biograph Saner vermutet, dass die Nähe zur kantonalen Kriminalabtei-lung im Amtshaus und zu einer Apo- theke Glauser veranlassten, schon nach einem halben Monat an die Bücheli- strasse umzuziehen. Dort wohnte er nun im Haus Vogt-Kaltenbach und meldete:

«Ich habe ein sehr nettes Zimmer gefunden für 20 frs. im Monat, ein Dachzimmer, so gross, dass Mary Wigman darin Solotänze aufführen könnte (sie tut es auch, jedoch nur in stillen Nächten, wenn kein Mond scheint). Dann kann ich im gleichen Hause zu Morgen und zu Abend essen, bekomme mittags einen Liter Milch auf die Arbeit – et je m'en tire avec deux francs par jour pour la nourriture – so dass in naher Ferne etliche Ersparnisse winken.»

Seine Logisgeber schenkten ihm zu Weihnachten Taschentücher, ein Paar Socken, Lebkuchen und anderes; er re-vanchierte sich mit einer dreifränkigen Wurst. Gegen Ende seines Liestaler Aufenthaltes stellten sich allerdings Probleme mit seiner Schlummermutter ein: Sie verhängte ein Kostsperre, da sie ihn nur noch zum Abend- und Mit-tagessen wolle, wenn er auch das Mit-

tagessen bei ihr einnehme. Als Hintergrund vermutete er jedoch eine Sanktion, weil er sich über die mangelhaft gewordene Kost beklagt hatte.

Glauser, der sich am Sonntag regelmässig nach Basel begab, dort in Künstlerkreisen (u. a. bei Katia Wulff) verkehrte und auch eine neue Freundin fand, erlitt Mitte Februar 1927 eine neue Krise, einen Rückfall: Er begann in der Apotheke regelmässig, Morphinum und Opium zu entwenden, so dass er am 4. März in Untersuchungshaft kam. Er wurde allerdings bereits tags darauf wieder entlassen, weil der Apotheker die Strafklage zurückgezogen hatte, zumal der Apothekergehilfe, der dem Drängen Glauzers vielleicht hie und da nachgegeben hatte, nicht mehr befragt werden konnte: Er war einige Tage zuvor aus dem Leben geschieden. Der den Fall untersuchende Statthalter Rein soll sich nach Glauzers Urteil sehr menschlich verhalten haben, obwohl

Glauser das bei ihm zuvor sichergestellte Opiumfläschen aus dem Bücherschrank des Statthalters nahm und leerte, als sich dieser für einen Moment aus dem Büro entfernt hatte.

Der erfolgte Rückfall in die Sucht veranlassten seinen Vormund und seinen psychiatrischen Betreuer zur Aufforderung, sich «spontan» in die Anstalt Münsingen zu begeben. Erkennend, dass er einer Katastrophe entgegenging, entschloss er sich, seine Sachen in Liestal zu ordnen und am 1. April zur Analyse in die Psychiatrische Anstalt Münsingen einzutreten. Es war bereits sein dritter Aufenthalt in dieser bernischen Klinik, wobei er Arbeit, Kost und Logis ausserhalb hatte. Aber es sollte nicht das letzte Mal sein, dass er die Hilfe einer psychiatrischen Anstalt in Anspruch nehmen musste, um zu versuchen, sich endgültig seiner Sucht zu entledigen.

Anmerkungen

- 1 Friedrich Witz in: Neue Schweizer Bibliothek, Bd. 39. Zürich (1939), 5-18.
- 2 Gerhard Saner: Friedrich Glauser, Eine Biographie. (Suhrkamp Verlag). Zürich/Frankfurt 1981, Bd. 1. 194ff.
- 3 Die Umschreibung von Liestal als Poetennest verdanken wir: Justus Stöcklin: Ein Poetennest, Literarische Skizze. Mit 7 Dichterbildnissen. Liestal 1922.
- 4 Der mit dw gezeichnete Artikel «Friedrich Glauser am Bücheli» erschien in der periodisch erscheinenden Publikation «Info Liestal», Ausgabe 1994/95, S. 87.
- 5 Zum Folgenden vgl. Anm. 2.